

Scott McBain
Das Nemesis-Spiel

Thriller

Aus dem Englischen von
Michael Benthack

Knaur Taschenbuch Verlag

Das englische Originalmanuskript trägt den Titel
»The Serpent And The Minotaur«.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe September 2010
Copyright © 2010 by Scott McBain
Copyright © 2010 für die deutschsprachige Ausgabe by
Knaur Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Kirsten Reimers
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50566-3

2 4 5 3 1

*Este libro es para ti, Julito,
niño especial, amado por Dios.*

Es lauert die Schlange im Grase.

Vergil, Eklogen

Prolog

*Der Mythos ist die geheime Öffnung,
durch die die unerschöpflichen Energien des Kosmos in die
kulturelle Manifestation des Menschen einströmen.*

Joseph Campbell

Worin der Sinn dieser Welt – und der Zweck des Lebens – besteht, ist doch klar, oder? Reich zu werden, mächtig und berühmt. Vorzugsweise alles drei. Und um reich, mächtig und berühmt zu werden, gibt es offensichtlich eine Methode, mit der sich die anstehende Aufgabe mit Sicherheit meistern lässt: Man kaufe genagelte Stiefel.

Denn jeder Erfolg gründet, notwendigerweise, auf dem Scheitern anderer. Wobei es nicht nur darum geht, den Feind zu vernichten, sondern auch darum, den Freund auszubuten. Freunde sind auf der materiellen Ebene nichts anderes als ein weiteres Hilfsmittel im Streben nach Selbsterfüllung. Die obigen Aussagen sind natürlich über jeden Zweifel erhaben. Nur ein Narr würde sie in Frage stellen – denn nur ein Narr würde es wagen, die Wahrheit auszusprechen. Aber an Narren mangelt es in der heutigen Welt. Sie sind so selten wie eine Lotusblume in der Arktis.

Doch bei der Suche nach den *einzig*en Dingen, die das Leben lebenswert machen, wirkt ein merkwürdiges, fast unsichtbares System dynamischer Prozesse. Die Reichen suchen die Gesellschaft von ihresgleichen. Verzehrt vom Verlangen, um

jeden Preis Geld zu verdienen, jagen und essen sie gemeinsam. Die Mächtigen tun das Gleiche. Auf der ganzen Welt bringen sie, gezwungen vom Drang, ihre Mitmenschen zu dominieren, ihren politischen Einfluss und ihre Verbindungen zusammen, damit sie andere ohne Skrupel manipulieren können. Kurzum: Die Reichen und Mächtigen jagen in Meuten. Das gilt auch für die Berühmten. Diese stellen ihre Fähigkeiten, ihren Körper, ja selbst ihre Laster zur Schau – und umgeben sich mit einer Schar von Bewunderern und Schmeichlern, die jeden Preis zahlen, um den Berühmten dabei zuzuschauen, wie sie das tun, was sie am besten können – ob das nun Singen, Tanzen oder das Fremdgehen ist. Und in der Tat: Diese Primadonnen dieser Welt beherrschen souverän die schwierigste aller Situationen – das Sterben. Selbst im Tode sind sie wie versessen auf Berühmtheit, auf die Objektive der Fotoapparate. Sie verstehen es meisterhaft, Gefühle in Vergötterung ... und Bares umzumünzen.

So viel zu den Siegern.

Würde ein Besucher von einem fremden Planeten dieses Bild erblicken, so würde er eine riesige Herde sehen, die über die große Savanne galoppiert, aus der die Welt besteht. Die Beute – die menschliche Entsprechung zu den Zebras, Springböcken und Antilopen und deren Nachkommen – wird von den gefährlicheren Tieren der Savanne, beispielsweise Löwen, Hyänen und Geparden, angegriffen und erlegt. Und wenn die Übriggebliebenen der Herde dann dieser blutigen Szene ringsum gewahr werden, noch während sie um ihr Leben laufen, erkennen sie ihre unausweichliche Verwundbarkeit. Um dem traurigen Schicksal der Opfer zu entgehen, versuchen sie dann ihre Identität zu ändern, ihren Unterdrückern immer ähnlicher zu werden.

Kurzum: Menschen passen sich an, je nachdem, wie sie die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse wahrnehmen, mit dem Ziel, sich der drohenden Ausbeutung zu entziehen. Dadurch werden sie oftmals selbst zu Ausbeutern. Die Beute wird zum Raubtier.

Doch was geschieht, wenn es immer mehr wilde Tiere auf der Welt gibt? Wie es aussieht, werden die Verhältnisse nie wieder so sein können, wie sie einmal waren: Das Gleichgewicht der Natur wird sich nicht wieder durchsetzen können, und am Ende werden diese Zerstörer der Harmonie alles auslöschen. Die Lebensbedingungen auf der Savanne verändern sich. Die weiten Ebenen werden immer öder, und im Rennen um das Leben – im Rennen *des* Lebens – wird die Herde von einer unsichtbaren Macht zusammengetrieben, damit sie ein Labyrinth betritt. Dann drängen sich die Menschen in immer wilderer Verzweiflung aneinander. Hierbei kommt es entscheidend auf Geschwindigkeit und das sichere Wissen um den Fluchtweg an. Selbst dem mächtigsten Löwen kann der schnellste Wasserbüffel davonlaufen. Auf dieser wilden Flucht regiert das Chaos, wobei es keinen Ausweg zu geben scheint.

Kurzum: Die Lebensbedingungen auf der Welt neigen aufgrund der menschlichen Gier und des Verlangens, anderen voraus zu sein, stets zur Unordnung.

Doch selbst hier setzt die Natur – die verborgene Dynamik, die dem Funktionieren der Welt zugrunde liegt – eine Waffe ein, um der Menschheit das Überleben zu ermöglichen. Im Kampf, bei dem der König des Dschungels bestimmt wird, betritt eine weitere Kreatur die Bühne. Die Schlange.

Und die Schlange ist Weisheit.

Das Unerwartete

1

*Doch der Mensch, der stolze Mensch,
in kleine, kurze Majestät gekleidet.*

William Shakespeare

Mächtige Menschen sind selbstzufriedene Menschen; sie sind allerdings auch ewig unzufrieden mit dem, was sie haben. Wäre es anders, so wären sie mit ihrem Schicksal zufrieden. Dann könnten sie möglicherweise damit beginnen, anderen zu helfen – anstatt immer nur für sich selbst zu sorgen. Aber das ist wohl zu viel verlangt; das gehört zu einer anderen Welt.

»Rachel!«

»Ja, Mr. Reynolds?«

Die Dreißigjährige eilte in das Büro, wenn auch etwas wackelig, weil ihre hochhackigen Schuhe an den Fersen schmerzhaft drückten. Sie hatte die schwarzen Stiletto am Wochenende in einem exklusiven New Yorker Kaufhaus gekauft und gehofft, die Schuhe rechtzeitig einlaufen zu können. Dummerweise hatte sie jedoch am frühen Morgen die High Heels zwischen den anderen Schuhen in ihrem Kleiderschrank hervorgeholt, wofür sie nun büßte. Nach einem langen Arbeitstag schnitten ihr nun die Schuhe ins rohe Fleisch.

»Die Briefing-Unterlagen?«

»Hier.«

»Die Geschäftszahlen der schwedischen Firma?«

»Hier.«

Rachel strich sich die langen blonden Haare zurück und hielt ihrem »Herrn und Meister« die Dokumente hin. Sie war eine intelligente Frau und wusste sich zu kleiden. Hübsch, ohne schön zu sein, besaß sie Eigenschaften, die den Männern gefielen und die es ihr ermöglichten, mit ihnen auszukommen, ohne übermäßig bestimmt aufzutreten. Ein gewinnendes Lächeln, hübsche Beine und Brüste, die die Blicke verführten, ohne groß zu sein. All das und ein gutes Gedächtnis. Die wesentlichen Waffen einer Frau, die in jungen Jahren zur persönlichen Assistentin eines mächtigen Mannes aufgestiegen war. Und sie besaß noch eine Eigenschaft – jedoch eine verborgene. Insgeheim war sie ehrgeizig; sie hatte Träume, wollte sich selbst verwirklichen.

»Und ...«

»Hier.«

Sie legte weitere Unterlagen in Reynolds' ausgestreckte Hand; er sah nicht hin, denn er hatte schon wieder ein Telefonat begonnen. Er ließ die Dokumente auf den Schreibtisch fallen, während er einem nervösen Mitarbeiter in Europa weitere Anweisungen gab.

»Ich komme morgen um 8.50 Uhr in Paris an, Flughafen Charles de Gaulle. Lassen Sie mich von einem Wagen abholen. Und die Besprechung in London – wer nimmt daran teil?«

Reynolds' Stimme klang herablassend und entschlossen. Er hatte Rachel den Rücken zugekehrt, aber weil er sie noch nicht aufgefordert hatte zu gehen, wartete sie dicht neben ihm. Als sie ein zaghaftes Hüsteln vernahm, wandte sie sich

halb um – und sah ein Mitglied des Vorstands im Türrahmen stehen.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie lautlos. Reynolds konnte den Mann nicht sehen.

»Informationen über diese französische Firma. Und besorgen Sie mir ...«, die Anweisungen nahmen kein Ende.

Paul Reynolds war hoch gewachsen, über eins neunzig groß. Anfang fünfzig. Er hatte keinen Bauch – das Ergebnis seines täglichen Fitnesstrainings. An diesem Nachmittag trug er eine schwarze Hose, ein hellblaues gestreiftes Hemd, die Ärmel aufgekrempt, keine Krawatte. Dazu eine Armbanduhr aus Platin. Die Gesichtszüge waren attraktiv, wenn auch nicht fotogen. Kantiges Kinn, schmaler Mund, dunkelblaue Augen und gerade Nase, insgesamt ein guter Kopf mit ersten grauen Strähnen im Haar. So viel zu den körperlichen Attributen (seine Frau würde noch ein anderes erwähnen). Sein Ansehen in der Welt war noch beeindruckender. Er war Multimillionär, ein Mann, der seine Umgebung dominierte, und verkörperte den amerikanischen Traum: ein Selfmade-Man, der sein Vermögen selbst verdient hatte. Worum ihn viele beneideten.

»In London will ich mich mit ...«

Rachel wandte den Blick vom Chef von Reynolds Holdings ab. Sie befanden sich im sechsten Stock eines Wolkenkratzers. Als sie aus dem Fenster blickte, sah sie das Meer aus Neonlichtern, die an den anderen Gebäuden flackerten. Es dämmerte, bald würde es Nacht werden in New York. Doch niemand schien es zu bemerken; nicht einmal, dass es ein lauer Abend im September war. In ihren Häusern aus Stahl und Beton arbeiteten die Menschen auch weiterhin fieberhaft – gruben nach Geld. In dem Unternehmen, in dem

Rachel angestellt war, war das nicht anders. Zweitausend Beschäftigte, manipuliert, drangsaliert und angetrieben von ihren Vorgesetzten. Vom dunklen Morgen bis zum dunklen Abend schufteten diese menschlichen Ameisen, um ihr Firmennest wie auch die eigenen Bankkonten zu vergrößern. Sinnvoll oder sinnlos? Die Tätigkeit von Menschen oder menschlichen Ameisen? Spielte das eine Rolle?

»Ich will ... ich will ... ich will.«

»Mr. Reynolds«, Rachel hob leicht die Stimme, »die Vorstandssitzung.«

Ohne sich zu ihr umzudrehen, sprach er schneller, während er letzte Anweisungen gab. Anweisungen, von denen die Welt notwendigerweise abhing, was bei mächtigen Menschen ja immer der Fall ist. Wussten die andern das eigentlich nicht?

»Das wär's dann«, beendete er das Telefonat und nahm mehrere Dokumente zur Hand. »Gehen wir.«

Unmittelbar bevor sie durch die Tür traten, ging Rachel langsamer und stellte sich ihm leicht in den Weg, so dass er seine Schritte verlangsamen musste.

»Ihre Frau hat dreimal angerufen; sie ist in London, mit Ihrer Tochter. Sie möchte unbedingt mit Ihnen sprechen, glaube ich.«

Vorübergehend von der anstehenden Aufgabe abgelenkt, nahm Reynolds seine persönliche Assistentin wahr. Heute trug sie eine weiße Bluse, einen schwarzen Rock und schwarze High Heels. Sie arbeitete seit zwei Jahren für ihn, und sie gefiel ihm. Er konnte sich zwar nicht genau daran erinnern, wie alt sie war, aber sie war wohl Ende zwanzig. Sie war schlank und besaß eine gute Figur. Ihr Mund war ein wenig zu breit (auch wenn sie gute Zähne und ein freundliches

Lächeln hatte), und er begehrte alles Perfekte. Aber sie hatte auch eine Gabe: Sie war extrem effizient in ihrer Arbeit und wusste fast instinktiv, was er wollte. Und das war wichtig. Denn das, was er begehrte, bestimmte den Wert der Dinge – so wie er es sah.

»Ich rede mit ihr nach der Vorstandssitzung.«

Sie verließen Reynolds' Büro und gingen den Flur entlang. An den Wänden hingen Werbeplakate, die die Erfolge des Unternehmens priesen. Schließlich blieben sie vor einer Mahagonitür stehen. Ein Angestellter kam auf sie zu, aber Reynolds schickte ihn mit einer kurzen Kopfbewegung weg. Seine Zeit war sakrosankt, und dieser Mitarbeiter – sein Untergebener – hatte das winzige Fenster für den richtigen Moment verpasst. Manche Leute lagen mit ihrem Timing immer daneben. So erging es auch jenen Mitarbeitern, die starben – oder hinausgeworfen wurden. Sie konnten mit dem Tempo des Unternehmens einfach nicht mithalten; sie blieben am biblischen Wegrand liegen.

»Ist meine Aktentasche gepackt?«

»Ja.« Rachel öffnete eine der Flügeltüren. Schweigen senkte sich über die Männer und Frauen, die in dem Konferenzraum auf rot gepolsterten Stühlen um einen Tisch aus poliertem Edelstahl saßen. Die Vorstandssitzung des internationalen Konzerns Reynolds Holdings Inc. begann.

Nachdem Rachel ihren Chef an der Tür zum Zentrum der Macht zurückgelassen hatte, kehrte sie an ihren Arbeitsplatz vor dem Büro des Vorstandsvorsitzenden zurück. Sie strich sich den Rock glatt und setzte sich auf ihren Drehstuhl. Auf dem Schreibtisch türmten sich neue Stapel von Papier. Anrufe aus der ganzen Welt waren eingegangen, mehrere Knöpfe des Telefons blinkten. Na ja, wenigstens hatte sie

versucht, ihn dazu zu bringen, seine Frau anzurufen. Sie mochte Mrs. Reynolds, sie war ein herzenguter Mensch. Rachel nahm ihre Anrufe – und auch die ihrer Tochter Caroline – an ihren Mann entgegen, wenn er im Büro war, und die beiden bedankten sich immer bei ihr, wenn sie ins Büro kamen, was in letzter Zeit jedoch nicht mehr so häufig vorkam. Es war schade, dass Mr. Reynolds die Anrufe seiner Frau nur ganz selten beantwortete. Vielleicht lag das ja daran, dass er so viel zu tun hatte. Oder stimmten die Gerüchte, wonach eine Scheidung bevorstand? Oder dass er mit Prostituierten schlief? Rachel schob diese lieblosen Gedanken beiseite. Derlei Dinge gingen sie nichts an – zu ihren Aufgaben gehörte schließlich nicht, über das Privatleben des Vorstandschefs zu tratschen.

Zwei Stunden verstrichen. In dieser Zeit erwarb Reynolds Holdings hinter verschlossenen Türen noch ein Unternehmen – diesmal ein australisches.

Reynolds Holdings war nicht aufzuhalten, und der Bauch des Konzerns weitete sich entsprechend seinem gesteigerten Appetit. Und doch war Reynolds nie zufrieden. Aber welcher Chef war das schon? Wer war das nächste Opfer? Ah ja, ein schwedisches Technologieunternehmen mit Sitz in Stockholm. Es stand als Nächstes auf der Liste, eine kleine Firma, die verfolgt und erlegt werden musste – wie ein waidwundes Tier. Die firmeneigenen Wirtschaftsprüfer hatten die Fährte aufgenommen; aber dieses Tier würde niemals ihrem Angriff mit flüchtigen Zahlen entkommen. Danach kamen ein Beratungsunternehmen in Frankreich und ein Mischkonzern in Brasilien (der Raketenlenksysteme herstellte) an die Reihe. Weitere Produktionsstätten, die im Laufe dieses – oder des kommenden – Jahres erworben

werden mussten. All diese Unternehmen – und ihre Beschäftigten – waren die schwächeren Tiere, die durch die Savanne zogen. Sie mussten angegriffen, erlegt, einverleibt und in eine neue Unternehmensform gebracht, kurz: reynoldisiert werden.

»Die persönliche Assistentin von Mr. Reynolds am Apparat.«

Welche Unternehmen im Einzelnen zu Reynolds Holdings gehörten, darüber waren sich viele Angestellte im Unklaren, denn das Firmenimperium war in weniger als zwanzig Jahren auf die Zahl von mehr als hunderttausend Beschäftigten angewachsen. Inzwischen erstreckte es sich über die Welt wie ein Gespinnst. Das ursprüngliche Unternehmen hatte zunächst lasergelenkte Technologien für Krankenhäuser, Forschungsinstitutionen und Universitäten hergestellt. Dann hatte es Verträge mit dem Militär geschlossen. Bald hatte es seiner Produktpalette die Wartung elektronischer Bezahlssysteme für Banken, Fluggesellschaften und Flughäfen hinzugefügt.

In den vergangenen fünf Jahren hatte man in erstaunlichem Tempo ein Unternehmen nach dem andern aufgekauft. Wann immer Reynolds eine Kaufgelegenheit sah, erwarb er das Unternehmen und integrierte es in seinen Konzern. Er gehörte zu der neuen Art US-amerikanischer Unternehmer. Natürlich zählte er noch nicht zu den größten in Amerika – sein glattrasiertes Gesicht grinste noch nicht von den Titelseiten von *Fortune*, mit dem unausgesprochenen Statement: »Beneidet mich, denn ich habe mehr genommen als die meisten.« Sicher, er war Multimillionär – doch er war noch nicht in den goldenen Kreis der Milliardäre eingetreten. Trotzdem: Es war klar, dass er hart daran arbeitete, um dort-

hin zu gelangen. Und weil er erst zweiundfünfzig war und sich hundertprozentig für die Arbeit engagierte, bestanden gute Aussichten, dass er sein Ziel bald erreicht hätte. Aber hatten mächtige Männer Ziele – oder drillte ihr Ego sie dazu, immer und immer weiterzumachen?

»Er darf nicht gestört werden ... ich richte ihm aus, dass Sie angerufen haben.«

»Ja, ich sage ihm, dass Sie angerufen haben ... Er weiß, dass es wichtig ist.«

»Nein. Nicht heute.«

»Er wird Sie später am Abend anrufen.«

Das »Ja« und »Nein«, ein unvermeidlicher Teil im Leben jeder Sekretärin. Rachel war die Türhüterin – sie besaß die Macht, andere in die Höhle dieses besonderen Löwen einzulassen. Die Leute fragten sie oft, wie ihr Chef so sei. Worauf sie aufrichtig antwortete – es gab keinen Grund, der dagegen sprach. Paul Reynolds war weder ein guter noch ein böser Mensch. Er war wie so viele von seinesgleichen: ungeheuer hart arbeitend, getrieben, egozentrisch, hartgesotten – ein geborener Unternehmer. Er war höflich, aber kein emotionaler Mensch und konnte sein Gegenüber mit einem Blick zum Schweigen bringen. Aber das, dachte Rachel, gehört wohl zur Persönlichkeit eines Vorstandsvorsitzenden dazu. Solche Menschen waren eben distanzierter, weniger umgänglich als andere. Welcher Industriekapitän, welcher General konnte sich denn allzu viele Sorgen um seine Truppen machen? Was Reynolds' Auftreten Rachel gegenüber betraf, so war er höflich, aber auch fordernd, keiner, der gern einen Plausch hielt. Sie war ersetzbar – so wie alle im Unternehmen. Abgesehen von ihm selbstverständlich.

»Nein. Ein Treffen wird nicht möglich sein. Mr. Reynolds fliegt heute Abend nach Paris. Er kommt erst am Donnerstag zurück.«

Die Anrufe hörten nicht auf. Noch ein roter Knopf blinkte. Rachel, die ihr Headset trug, wusste bereits, wer dran war.

»Es tut mir leid, Mrs. Reynolds. Ja, ich habe es ihm ausgerichtet.« Rachel sprach nun sanfter als zuvor. Sie fühlte die Enttäuschung am anderen Ende der Leitung, empfand Mitleid mit Mrs. Reynolds. »Ja, ich werde ihn daran erinnern, dass er Ihre Tochter anrufen und ihr gratulieren soll. Bitte richten Sie Caroline meine Glückwünsche aus.«

Zehn Minuten nach dem Telefonat gingen die Teilnehmer der Vorstandssitzung auseinander. Der Chef erschien, mehrere leitende Manager im Schlepptau – manche gut gelaunt, andere niedergeschlagen. Rachel erhob sich von ihrem Stuhl und reichte Reynolds seine Aktentasche, während er weiter mit seinen Untergebenen sprach. Sekretärin und Chef gingen zum Fahrstuhl. Die Übrigen blieben stehen, kaum dass sie die Kabine betreten hatten, denn sie waren ja nicht aufgefordert worden. Die Tür schloss sich, der Lift glitt nach unten.

»Wer hat angerufen?« Reynolds machte sich gar nicht die Mühe, aufzublicken. Er las in einem Schnellhefter, während er sprach. Während er weiterhin die Finanzinformationen überflog, rattete Rachel die Namen der wichtigsten Anrufer herunter. Die anderen spielten keine Rolle, sie wurden an die unteren Ränge des Managements weitergereicht. Es schien zwar so, als ignoriere Reynolds sie, doch Rachel wusste, dass er genau zuhörte.

»Die ersten drei rufe ich gleich an. Den übrigen richten Sie aus, dass ich mich später melde.«

Der Fahrstuhl war fast im Erdgeschoss angekommen. Als er hielt, ergriff Rachel die Gelegenheit. »Ihre Frau hat nochmals angerufen; Ihre Tochter hat einen Preis an der London School of Music gewonnen, im Bereich Abteilung Klavier. Sie würde sich *sehr* über einen Anruf von Ihnen freuen.«

»Ich rufe sie später an.«

Sie stiegen aus. Eine kleine Gruppe drängte sich vor, um in die anderen Fahrstühle zu steigen. Sekretärin und Chef drängelten sich durch das Getümmel, ohne auf die Gesichter zu achten. Sie waren in ihrer eigenen Welt – dem Trugbild der Macht – gefangen, die Reynolds um sich herum geschaffen hatte. Sie verließen den Wolkenkratzer, schritten die Treppe aus Granit hinunter. Am Bordstein wartete eine Limousine, daneben stand ein Chauffeur. Reynolds stieg ein.

»Gute Reise, Sir.«

Die Tür schloss sich. Rachel sah, wie der Wagen sich in den starken Verkehr New Yorks einfädelt. Dann kehrte sie in ihr Büro zurück und räumte ihren Schreibtisch auf. Gleichzeitig tätigte sie ein Telefonat.

»Er ist weg.«

Noch ein hektischer Tag war vorüber, und Rachel stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Sie drehte der Telefonanlage, deren Knöpfe noch immer blinkten, den Rücken zu und ging zur Damentoilette. Der Raum hatte rosafarbene Kacheln und große Spiegel, die Luft war parfümiert.

Die drei Sekretärinnen darin tauschten gerade den neuesten Klatsch aus. Die Frauen befanden sich in verschiedenen Stadien des Entkleidens. Alle Frauen auf der Chefetage machten sich hier am Feierabend zurecht, um sich der Welt

zu stellen – egal ob Ehemänner, Freunde, Freundinnen oder alles drei zusammen auf sie warteten.

»Ach, hallo, Rachel.«

»Hi.«

»Wie war's heute?«

»Gut.«

Vier Gesichter blickten angestrengt in den Spiegel, um ihre Schönheitsfehler zu begutachten. Für die eine waren es ihre Falten, für die andere dünne Haare oder eine unreine Haut. Rachel konzentrierte sich auf ihre Leberflecke. Nicht, dass ihr Gesicht hässlich war, aber zwei kleine Muttermale verunstalteten ein Gesicht doch erheblich, jedenfalls glaubte sie das.

»Ich habe gehört, dass Mr. Reynolds an diesem Wochenende nach Paris fliegt.«

»Stimmt.«

»Und ...?«, kicherte eine der Frauen.

Sie blickten erwartungsvoll, diese Luder. Rachel wusste genau, was sie wissen wollten – das übliche Geheimnis. Hatte sie schon mit dem Chef geschlafen? Soll heißen, tat sie wirklich alles für den Job?

»Und?«

»Warum bist du nicht mitgeflogen? Paris ist ja *so* sexy?«

Alle vier lachten.

»Er hat mich nicht eingeladen.« Rachel betrachtete ihre Lippen und wusch sich das Gesicht. Sie trug nie Make-up auf, nur Lidstrich.

»*Ich* würde ja mit ihm nach Paris fliegen.« Chantal, die sich um den Finanzdirektor auf so viele Weisen, wie er sich denken konnte (und noch ein paar mehr), kümmerte, zwängte sich in einen unglaublich engen, kurzen Rock. Die kecke

junge Frau aus Florida wusste mehr über die Welt als die Welt selbst.

»Dann ruf ihn doch an«, erwiderte Rachel trocken.

Hatte Rachel also mit dem Chef geschlafen? Die Antwort lautete »nein«. Und sie würde es auch nicht. Sie zog einen Mann zurzeit vor und war mit ihrem aktuellen Freund ganz zufrieden. Außerdem brachte Reynolds sie nicht sonderlich in Wallung. Sicher, er war stinkreich, aber er strahlte auch etwas allzu Hartes, allzu Rücksichtsloses aus. Nicht ihr Typ.

»Bis morgen.« Eine der jungen Frauen verließ den Raum.

Rachel betrachtete sich erneut im Spiegel. Wie würde sie sich in wenigen Worten beschreiben? Ganz einfach. Geschichtsstudentin, Abschluss an einer der besten Universitäten der USA, beide Eltern tot; sie war eine motivierte junge Frau, gewissenhaft, voller Lebenshunger. Oh, und die Sekretärin des Vorstandsvorsitzenden. Das war zwar schön und gut, aber was wollte sie als Nächstes ihrem Lebenslauf hinzufügen? Dieser Gedanke ging ihr in letzter Zeit immer wieder durch den Kopf. Sollte sie kündigen? Oder lag es vielleicht nur an der Rastlosigkeit einer Dreißigjährigen, die hin und wieder ein mütterliches Ziepen im Bauch spürte? Aber sie hatte doch noch viel Zeit, oder?

»Kommst du mit in den Club?«

»Nicht heute Abend.«

»Tschüs, Rach.«

Rachel verließ die Damentoilette und kehrte an ihren Schreibtisch zurück, um ihren Mantel zu holen. Dann ging sie zum Aufzug der Chefetage – sie war die einzige der Sekretärinnen, die darin fahren durfte. Während der Lift hinabglitt, wandte sie sich in Gedanken den Freuden zu, die in

ihrer kleinen Wohnung in der East Side von New York auf sie warteten. Sie würde es sich auf dem Sofa bequem machen, sich im Fernsehen einen Film anschauen, sich einen kleinen Schwips antrinken und ihren Freund entkleiden (langsam, so wie es ihr gefiel). Und sie hatte noch einen Grund zum Glücklichsein. Es war Freitagabend. Der Abend, an dem mehr Sünden in New York begangen wurden als in der übrigen Woche.

* * *

Kaum hatte sich Reynolds in seiner Limousine entspannt zurückgelehnt, da öffnete er auch schon die Aktentasche, die seine Sekretärin ihm mitgegeben hatte. Er arbeitete quasi ununterbrochen, das war ihm im Laufe der Jahre zur festen Gewohnheit geworden. Was einst als Vergnügen begonnen hatte, war heute eine Art von Obsession. Dennoch: Sein unbedingtes berufliches Engagement hatte ihm Macht und Reichtum beschert, also durfte er sich nicht beklagen. Er zog einen blauen Schnellhefter aus der Aktentasche. Dann rief er die drei Personen an, von denen Rachel ihm ausgerichtet hatte, dass sie ihn zu erreichen versucht hatten, und die er für so wichtig hielt, dass er ihren Anruf persönlich beantwortete. Seine Begrüßungsworte waren dabei immer die gleichen. Er war nicht unhöflich, aber kurz angebunden.

»Reynolds hier. Ich will ...«

In der Abenddämmerung fuhr die Limousine durch den dichten Verkehr von New York. Der Chauffeur nahm immer dieselbe Route zurück zu Reynolds' Luxusapartment an der Fifth Avenue. Dabei blickte Reynolds nie nach draußen.

Seine New Yorker Mitbürger interessierten ihn nicht, denn sie waren ihm nicht nützlich. Was seine Mitarbeiter betraf, so waren sie natürlich bedeutsam, aber nicht besonders wichtig. Sie waren lediglich Teile – Teile eines Puzzles –, die dazu dienten, dass er seine große Idee, seinen Lebenstraum verwirklichte – die Errichtung eines globalen Technologieunternehmens. Selbstverständlich teilten nicht alle Angestellten diesen Traum – erkannten nicht dessen Schönheit. Von Zeit zu Zeit verließen sogar Manager in den höchsten Positionen sein Unternehmen. Auch Sekretärinnen. Das beunruhigte ihn nicht; so etwas passierte nun mal. Normalerweise ersetzte er Letztere alle zwei oder drei Jahre, damit sie ihn nicht langweilten. Vielleicht auch, damit sie ihm nicht zu nahe kamen. Reynolds, ein Multimillionär, der in seiner eigenen Welt lebte, scheute die Nähe anderer Menschen. Das war nicht nur Egoismus, sondern lag auch an der Unfähigkeit der anderen – insbesondere von Frauen –, zu verstehen, warum er immer obenauf sein musste.

»Reynolds hier ...«

Sobald er die Anrufe beendet hatte, bearbeitete er konzentriert den Inhalt seiner Aktentasche, unterschrieb sehr schnell Dokumente und Verträge. Was ihn daran erinnerte, dass er seine Tochter anrufen sollte. Gerade als er dies tun wollte, stoppte die Limousine an einem zuvor vereinbarten – und häufig genutzten – Treffpunkt. Der Chauffeur stieg aus und öffnete die hintere Tür Reynolds gegenüber. Eine junge Japanerin stieg ein. Sie war schlank, sehr hübsch und hatte langes schwarzes Haar, das ihr beinahe bis zur Taille reichte. Kaum hatte sie sich gesetzt, strich sie sich die weichen Strähnen aus dem Gesicht. Sie blickte nicht zu ihrem Kunden hinüber, er wollte ja nicht gestört werden –

und die, die sie bezahlten, hatten sie über ihn und seine Vorlieben bereits informiert. Unterdessen setzte Reynolds seine Lektüre fort, als nehme er das Callgirl gar nicht wahr. Sie war relativ neu im Geschäft.

Zehn Minuten später bog der Chauffeur in einen Innenhof. Vor ihnen erhob sich ein imposanter Turm, in dem einige der reichsten Leute New Yorks wohnten. Reynolds schob einige Schnellhefter in die Aktentasche zurück und klappte diese zu, stieg aus und ging die Stufen zum Gebäude hinauf. Ein elegant gekleideter Doorman öffnete ihm die Tür, lange bevor er sie erreicht hatte. Das war die korrekte soziale Ordnung in dieser Gesellschaft. Einem Armen wäre die Tür vor der Nase zugeschlagen worden, einem Reichen wäre sie geöffnet worden. Doch für einen Superreichen tat die Tür sogar so, als sei sie gar nicht vorhanden. Die junge Japanerin blieb derweil im Auto sitzen. Sie würde zur Rückseite des Gebäudes gefahren werden, damit man sie nicht hineingehen sah, so wie es sich wegen ihres unterschiedlichen sozialen Status geziemte. Im Gebäude fuhr Reynolds mit dem Lift in sein Apartment; es erstreckte sich über das gesamte Dachgeschoss.

»Guten Abend, Sir.«

Die englische Haushälterin ließ ihren Arbeitgeber in die Wohnung. Er ging über einen Flur, an dessen Wänden Werke flämischer Meister hingen, die seine Frau erworben hatte, um die weiße Wand mit Farbtupfen aufzulockern. Gleichzeitig tätigte er ein weiteres Telefonat; denn man durfte doch keine Zeit vergeuden, genauso wenig wie sein Leben, oder? Wieder blieb Reynolds im Business-Jargon. Das Wohnzimmer war ein Meer aus Weiß und Gold – weiße Sofas, goldfarbene Stoffe, kleine Halogenlampen. Immer

noch redend, ließ sich Reynolds auf eines der Sofas fallen und hob kurz den Blick in Richtung des Hausmädchens, das davoneilte, um ihm einen Whisky-Soda zu bringen. Sein Telefonat dauerte ungefähr zwanzig Minuten. Am anderen Ende sprach ein ebenso Mächtiger, der auf der anderen Seite der Erde wohnte. Sie hatten sich entschlossen, beim Kauf eines Computerunternehmens zu kooperieren – zu beiderseitigem Nutzen. Eine Zeitlang hatten sie gemeinsam gejagt, denn um diese besondere Beute zur Strecke zu bringen, waren zwei Löwen erforderlich.

Nachdem er das Gespräch beendet hatte, überlegte Reynolds, ob er seiner Frau eine Nachricht hinterlassen sollte, entschied sich aber dagegen. Stattdessen ging er ins Bad, um zu duschen. Wie aufs Stichwort zog sich das Personal zurück. Fünf Minuten später legte die Haushälterin dem kleinen Pekinesen, der Reynolds' Tochter gehörte, die Leine um, öffnete die Wohnungstür und scheuchte den Hund hinaus. Ihre Miene änderte sich auch nicht, als sie die junge Japanerin hereinbat. Das Callgirl betrat die Wohnung und legte die schwarze Lederjacke ab.

Es war Zeit, dass ein Hund – und ein Mensch – bewegt wurden.

* * *

Rachel schloss ihre Wohnungstür auf. Im Flur ließ sie ihre Handtasche fallen und zog ihren Trenchcoat aus. Endlich zu Haus.

»Wie war's im Büro?«, rief eine Stimme.

»Ist das wichtig?«, antwortete sie matt.

Ihr Freund Tristan sah fern. Er war eine Stunde zuvor in ihre

Wohnung zurückgekehrt. Weil er in einem Software-Unternehmen arbeitete, das nur ein paar Straßen entfernt lag, hatte er den kürzeren Arbeitsweg – außerdem hatte er flexiblere Arbeitszeiten als Rachel. Nachdem er ihre Wohnung betreten hatte, hatte er wie üblich sofort die Schuhe und die gelben Socken ausgezogen und achtlos auf den Boden geworfen. Jetzt streckte er sich gutgelaunt auf dem Sofa aus, das Hemd aufgeknöpft, das Brusthaar sichtbar, ein Glas Wein in der Hand. Das war seine Art, sich von der Plackerei einer langen Woche zu erholen. Ihm gefiel sein Job nicht besonders, aber so ging das wohl jedem jungen Menschen, wie er annahm. Arbeiten war notwendig, um Geld zu verdienen, damit man sich die Freuden des Lebens leisten konnte – das war das Einzige, was ihn interessierte. Mehr gab es nicht darüber zu sagen, oder? Soll heißen ... über das Leben.

»Hast du etwas zu trinken eingekauft?«

»Ist im Kühlschrank.«

»Was denn?«

»Neuseeländischer Sauvignon.«

»Oh.«

Rachel betrat das Wohnzimmer. Ihr Blick wanderte zum Sofa, auf dem sich Tristan, wie sie wusste, fläzen würde. Ihr aktueller Freund war so groß wie sie, übergewichtig, hatte zerzaustes blondes Haar und ein teigiges Gesicht, das so nett und unscheinbar war, dass es in der Menge nicht besonders auffiel. Zumindest beschrieb sie ihn so ihren Freundinnen. Und seine Charaktereigenschaften? Freundlich, träge, gutmütig. Außerdem war er so unkompliziert, wie Männer sein sollten. Er hatte sie ein paar Monate zuvor auf der Party einer gemeinsamen Freundin abgeschleppt. Bes-

ser gesagt: Rachel hatte ihn abgeschleppt; sie war die Dominantere der beiden. Es war eine knifflige Angelegenheit, Männer abzuschleppen. Wie das Auswählen einer Pflanze im Garten-Center. Sollte man sich für eine exotische entscheiden (extravagant, welkt aber schnell)? Eine einjährige (gut, muss aber regelmäßig ersetzt werden)? Oder eine mehrjährige (nicht allzu aufregend, aber haltbar)? Ah, es war ja so schwer, einen Partner zu finden. Und nie war alles perfekt, oder? Das hatte wohl etwas damit zu tun, dass sich Pflanzen und Menschen ähnelten. Beide hatten ihre kleinen Makel.

»Schau dir nur mal meine Hacken an!«

»Was ist damit?«

»Sie sind ganz wund gescheuert.«

Tristan wandte kurz den Kopf, eine symbolische Geste, blickte Rachel aber nicht ins Gesicht. Sie strich sich die blonden Locken zurück.

»Lass mir ein paar Minuten Zeit.«

Sie zog die High Heels aus, stöhnte dabei auf vor Schmerz und humpelte durchs Wohnzimmer in ihr Schlafzimmer. Darin standen ein großes Doppelbett, Einbauschränke, ein Frisiertisch und ein Sessel, auf dem mehrere T-Shirts lagen. Einen Moment lang blieb sie auf dem Bett sitzen und inspierte vorsichtig ihre Fersen. Sie schwor sich, diese Schuhe nie wieder zu tragen, kleidete sich aus und betrat das angrenzende Badezimmer. Nachdem sie den Tanga abgestreift hatte, stieg sie unter die Dusche.

Zwanzig Minuten später trat sie aus der warmen Kabine und trocknete sich ab.

»Arbeitest du am Wochenende?«, ließ sich eine Stimme vernehmen.

»Nein.« Nackt vor dem Spiegel stehend wählte Rachel ein mehrfarbendes, trägerloses Kleid aus. Sie zog kein Höschen an, es würde nur im Wege sein. »Er fliegt heute Abend nach Paris.«

Als Antwort vernahm sie ein vergnügtes Grunzen. Reynolds mochte ein Multimillionär sein, aber er war auch ein Tyrann, der seine Sekretärinnen Tag und Nacht anrief und ununterbrochen Aufmerksamkeit verlangte. Das tat Tristan natürlich auch – auf seine Art. Er hatte in vielerlei Hinsicht das Temperament eines großen Kindes. Und Rachel war seine Freundin; er hatte also ein Recht auf sie. Er blickte nach hinten über die Schulter – Rachel war ins Wohnzimmer zurückgekehrt. Sie hatte eine Flasche Wein aus dem Kühlschrank genommen und entkorkt, schenkte sich ein Glas voll und trank einen großen Schluck.

»Was gibt's denn zum Abendessen?«, fragte sie.

»Ente à l'orange.«

»Und als Vorspeise?«

»Das Gleiche wie immer: Lachspastete.«

Rachel ging mit zwei Gläsern zum Sofa, stellte sie auf den kleinen Sofatisch und kniete sich vor ihren Freund nieder. Freitagabend.

»Hi.«

Rachels Stimme hatte meist einen weichen, leisen Klang. Jetzt war sie rauher, intensiver. Tristan setzte sich auf und stellte den Fernseher aus; er konnte sich die Sendung ja in ein paar Minuten weiter ansehen. Natürlich war es immer blöd, ein gutes Baseballspiel nach der Hälfte der Spielzeit auszuschalten. Trotzdem: Es gab eine Sache, die besser war als Baseball (na ja, fast).

»Wird das Essen schmecken?«, wollte Rachel wissen.

»Ich ...« Ihre Zunge schlüpfte zwischen seine Lippen, so dass er nicht gleich darauf antworten konnte. »Äh, ja.«
»Bestimmt?«

Rachel ließ den Blick über seinen Körper schweifen. Mit geschickten Bewegungen öffnete sie seine Jeans. Wer sagte, es gebe nur einen Weg zur Liebe eines Mannes, nämlich durch den Magen, lag weit daneben. Ein Telefon klingelte, aber Rachel ignorierte es.

* * *

Als Reynolds in seinem Luxusapartment aus der Dusche trat, fiel ihm ein, dass er vergessen hatte, seine persönliche Assistentin zu bitten, gleich nach seiner Rückkehr nach New York mit seinem Anwalt einen Termin zum Lunch zu vereinbaren. Er wollte die Summe, die er auf das Treuhandkonto seiner Tochter einzahlte, erhöhen. Als Rachel sein Gespräch nicht annahm, rief er eine der anderen Sekretärinnen an und hinterließ ihr die Nachricht, in seinem Terminkalender eine Zeit dafür einzutragen. Nachdem er aus dem Badezimmer getreten war, ein Handtuch um die Hüften geschlungen, ging er in das große Schlafzimmer, das neben dem Kingsize-Bett mit einigen wenigen Kunstgegenständen, zwei antiken Nachttischen, einer reich verzierten Tapete mit goldenen Tupfern und schweren, nun zugezogenen Damastvorhängen eingerichtet war. Das Schlafzimmer seiner Frau befand sich weiter hinten im Flur; sie schliefen getrennt. Dankenswerterweise war das Licht gedimmt.

»Ich bin so weit.«

Von der anderen Seite des Betts – aus einem anderen Badezimmer – trat das Callgirl, sein Zeitvertreib am heutigen

Abend. Bis auf den dunklen Haarschopf, der ihren Kopf krönte, war sie völlig nackt.

Reynolds gab ihr ein Zeichen, sich aufs Bett zu legen. Einen Augenblick lang bewunderte er ihre geschmeidige, jugendliche Figur. Dann legte er sich auf sie. Dass er in den Fünfzigern war und sie vermutlich nicht älter als fünfundzwanzig, kümmerte ihn nicht. Nicht, dass sie teuer war. Sie bot einen Service, bei dem Gefühle, Zuneigung und Zärtlichkeit abwesend waren, und dafür zahlte er. Sie war empfänglich für ein kreatürliches Begehren, das das Alter noch nicht aus seinem Körper vertrieben hatte.

Einige Minuten später hatte sich Reynolds befriedigt. Kein Wort war gesprochen worden.

Fast augenblicklich verschwanden beide in ihrem jeweiligen Badezimmer. Wenig später telefonierte Reynolds wieder, das, was einige Augenblicke zuvor geschehen war, war vergessen. Ein kleiner Punkt in der Zeit, ein Moment der Leidenschaft, Körperflüssigkeiten waren ausgetauscht, ein Körperkontakt – aber keine Verbindung – war hergestellt und wieder gelöst worden.

»Reynolds hier ...«

Im Badezimmer seiner Frau kleidete sich die junge Japanerin an, nachdem sie gebadet hatte. Mit raschen Bewegungen zog sie die weiße Seidenbluse, den Lederrock und die High Heels wieder über. Ihre Gedanken kreisten dabei um den nächsten Kunden an diesem Abend; sie musste bald am Flughafen sein. Reynolds seinerseits ging, nachdem er nochmals geduscht hatte, in sein Ankleidezimmer. Als er daraus zurückkam, war die Japanerin und jede Spur von ihr verschwunden. Er sah auf die Uhr; er musste bald am Flughafen sein.

Mit der Aktentasche in der Hand, verließ er das Apartmenthaus und wurde zum Flughafen Newark südlich von New York gefahren. Nachdem er die Personenkontrolle passiert hatte, bestieg er seinen Privatjet. Während sich das Flugzeug in den Himmel erhob, traf die Japanerin am Flughafen ein. Sie stieg aus dem Mietwagen, strich sich das lange schwarze Haar zurück, betrat das Flughafengebäude und ging zum Ticket-Schalter. Dort stand ein reicher Italiener, Ende fünfzig, sein Reisegepäck aus Leder neben sich. Die Japanerin stellte sich vor; er nickte. Sie würden gemeinsam in die Stadt zurückfahren; danach musste er an einer geschäftlichen Besprechung teilnehmen. Kalt, hart, gefühllos. Die Welt des Geldes und des körperlichen Austauschs.

* * *

Als Reynolds' Privatjet in Richtung Neufundland flog, fiel ihm ein, dass er vergessen hatte, seine Frau anzurufen. Irrendwie war ihm das entfallen. Wichtiger noch: Es war zu spät, seine Sekretärin anzurufen. Er benötigte einige zusätzliche Schriftstücke für seine Meetings in London. Doch selbst wenn er zum Telefon gegriffen hätte, wäre Rachel nicht an den Apparat gegangen. Sie lag mit Tristan im Bett. »Sag was Netties«, bat sie. Sie waren beide betrunken.

»Was?«

Rachel quittierte das mit einem hörbaren Tz-tz. Es war ein Wunder der menschlichen Natur, dass Unterleib und Gehirn eines Mannes nicht zu ein und derselben Zeit funktionierten. Hatte wohl irgendwas mit der Durchblutung zu tun.

»Versuch's doch mal mit ›Ich liebe dich‹.«

Tristan zögerte. Ein Satz, den er gegenüber seinen früheren Freundinnen nie verwendet hatte; ungefähr so gefährlich wie am Geburtstag der Freundin einen Juwelier aufzusuchen. Trotzdem: Er mochte Rachel wirklich. Sie arbeitete hart, sie wusste, was sie wollte, und es machte Spaß, mit ihr zusammen zu sein. Außerdem war sie treu. Oder nicht? Hatte sie schon mal mit ihrem Chef geschlafen? Sollte er danach fragen?

»Nun?«

Tristan stockte der Atem. Die Lage wurde kritisch, und er hatte Mühe, die richtigen Worte zu finden (ein Männerproblem). »Ich ... Rachel.«

»Das genügt mir erst mal«, meinte sie kichernd. Wenigstens erinnerte er sich noch an ihren Namen – was besser als üblich war. Die meisten Männer schafften es ja nicht mal, sich an den Namen ihrer vorletzten Freundin zu erinnern.